



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Universitätsbibliothek Paderborn**

**Stefan George und Rainer Maria Rilke**

**Kawerau, Siegfried**

**Berlin, 1914**

4. Dingliches

**urn:nbn:de:hbz:466:1-33667**

übergehend mit solchen Deckeln zu vergleichen, sitzen höchst ungern und schlecht auf ihren Beschäftigungen.. — Die Dinge sehen das nun schon seit Jahrhunderten an. Es ist kein Wunder, wenn sie verdorben sind —“

„Ich will immer warnen und wehren: bleibt fern.  
Die Dinge singen hör ich so gern.  
Ihr rührt sie an: sie sind starr und stumm.  
Ihr bringt mir alle die Dinge um.“

(Mir zur Feier, 1899.)

So erwächst hier aus demselben, anders gewandten Bilde das Gleichnis unserer disharmonischen Zeit. Der Hinweis auf die heile Kultur der Antike in dieser Deutlichkeit findet sich meines Wissens hier zum ersten Mal, vielleicht, daß der Dichter schon damals sich mit dem „Pentauer“ beschäftigte, jedenfalls liegt hier ein zweiter Hinweis auf das nächste Werk, auf die schon erwähnte Übertragung der entzückenden kleinen Arbeit des Maurice de Guérin.

#### 4. Dingliches.

Schon das letzte Gleichnis führte zu den Dingen, schon die Betrachtung der Porträts wies auf dieses Zentrum, nun stehen wir im Mittelpunkte des ersten Kreises, im Reich des Zuständlichen, Rilkes erster Heimat.

„Wozu sich gewöhnen an das, was andere glauben? Hat das etwa mehr Wahrheit, als was man glaubt im ersten starken Kindervertrauen? Ich kann

mich noch erinnern... da hatte jedes Ding einen besonderen Sinn, und es gab unzählbar viele Dinge. Und feins war mehr im Werte als ein anderes. Gerechtigkeit war über ihnen." (1902, Die Letzten.)

Malte ist nach Paris gekommen, er schreibt am 11. September: „So, also hierher kommen die Leute, um zu leben, ich würde eher meinen, es stürbe sich hier. Ich bin ausgewesen. Ich habe gesehen: Hospitäler.“ Er hat die Entbindungsanstalt, das Militärlazarett gesehen, und „es roch, soviel sich unterscheiden ließ, nach Jodoform, nach dem Fett von pommes frites, nach Angst.“ Er hat das Nachtschlafsaal gesehen, ein „starblindes Haus“ und ein dickes, grünliches Kind mit häßlichem Ausschlag.

„Da leben Menschen, weißerblühte, blasser,  
und sterben staunend an der schweren Welt...  
Sie sind gegeben unter hundert Quäler,  
und, angeschrien von jeder Stunde Schlag,  
kreisen sie einsam um die Hospitäler  
und warten angstvoll auf den Einlaßtag.“

(Stundenbuch, 1903.)

Daneben stehen freundliche Beobachtungen von starker Deutlichkeit: ein Handwagen mit einem Leierkasten und einem Kinderkorb. Wenn die Frau dreht, stampft die Kleine mit den Beinchen. Oder Malte geht an den Buchantiquaren in der Rue de Seine vorbei. Es ist dort das „frische oder vernutzte Gelb der Bücher, das violette Braun der Bände, das größere Grün einer Mappe.“ Und eine Kaze streicht die Bücherreihen entlang.

„Es dämmern im Bücherständer  
die Bände in Gold und Braun...“

(Buch der Bilder, 1902. Erinnerung.)

Ein blinder Mann schiebt einen Gemüßewagen, die Frau stößt ihn an, wenn er schreien soll. Dann schreit er: chou-fleur, chou-fleur.

Und dieses Gesicht wird überboten von einem größeren, vielleicht dem schrecklichsten. Denn ein Vorbeigehen ist nicht möglich, Auswahl und Ablehnung gibt es nicht. Das ist der Bericht über die Innenwand, die den Rest eines abgebrochenen Hauses enthielt: man sah die Stockwerke und den Gang der Abortröhre, man sah die vom Licht veränderten Tapetenfarben, die Umrisse der Bilder und Schränke, noch stand die Stubenluft aus den Winkeln heraus: Krankheiten und Ausgeatmetes und Ausdünstungen, „der Angstgeruch der Kinder, die in die Schule gehen und das Schwüle aus den Betten mannbare Knaben.“

Mir ist nichts bekannt, was sich mit der Intensität dieser wirklich-unwirklichen Zustände, ihrem Erleben und Schildern messen könnte. Aber so sehr ist diese Kunst über das höfische Empfinden unserer Gefühlschwäche hinausgewachsen, daß alles den Nachgeschmack des Ekels oder der Schämigkeit verliert, weil es so unendlich schlicht, nüchtern und deutlich gesagt ist. O über die Unkeuschen in der Kunst, die da glauben, mit Halbheiten oder Umwegen sich loskaufen zu können, mit einigen Brocken für das Humanitätsgefühl! Warum hat Rilke nichts erlebt von der Liebe der Mütter, die doch auch aus diesen Wänden hätte ausbrechen können? Weil sie eben nicht zu spüren war, weil es Tragik war ohne

die Galanterie für schwache Nerven, die die Spitzen der Hutnadeln sichert, weil nichts die Stärke dieses greifhaften Erkennens, weil nichts dieses Elend mildern darf, um uns den Zucker eines rührseligen Gefühls drüber zu streuen, der für den Künstler kränkend-unwahr wäre, ähnlich wie sich die Maler über die Liebes-szene im Mondschein ärgern:

„Da ist schon wieder dieses verdammt  
novellistische Element.“

(Gesch. v. I. Gott, 1904.)

Vorbereitet ist dieses Erleben in der großen Anklage gegen die großen Städte (Stundenbuch 1903) und ihre Lügenhaftigkeit, wo alles sich zum Gift umsetzt; die vielen Menschen leben in der Städte Schuld, sie könnten die großen Armen Gottes sein, sie sind aber nur „die Nicht-Reichen“.

„Zu ihnen drängt sich aller Staub der Städte,  
und aller Unrat hängt sich an sie an. . . —  
und doch: wenn deine Erde Nöte hätte:  
sie reihte sie an eine Rosenkette  
und trüge sie wie einen Talisman.“

Das mag trösten: daß in dieser absoluten Elendigkeit, Krankheit und Verkommenheit immer noch mehr Wahrhaftigkeit steckt als in aller mit Gefühlen ausgeschlagenen Bescheidenheit der Bemittelten. Und wenn es noch einer Entschuldigung bedürfte! Wie ist der Dichter gebrochen, wie tief ist sein Elend! Aber er ahnt es schon: „Die Zeit der andern Auslegung wird anbrechen, und es wird kein Wort auf dem andern bleiben, und jeder Sinn wird wie Wolken sich auflösen und wie

Wasser niedergehen.“ Muß sie nicht kommen, eine solche Zeit, da diesem Schauenden, diesem Willigen, der sich keiner Impression verschließt, auch die letzten Zusammenhänge der Dinge sich öffnen? Aber das wird nur den Unbedingten gegeben, nicht denen, die sich um die Wirklichkeit des Lebens im grauen Mantel der verzichtenden Höflichkeit herumdrücken. Bedarf es noch einer Erklärung, daß die Menschen dieser Räume dinghaft geworden sind von gleicher Deutlichkeit wie diese Stubenreste?

Malte trifft sie im Warteraum der öffentlichen Klinik, da sind sie alle beisammen: der dicke Mann „mit rotem, angeschwollenem Halse,“ der klatschend spuckt, das Kind, das die Beine an sich gezogen hat und Abschied von ihnen nimmt, die Frau mit der Grimasse des Lächelns und den beständig übergehenden wunden Lidern — und wie sie alle dasitzen in ihrer unzweideutigen Bestimmtheit. Und wie bei dem Anblick der Innenwand steigt in Malte die Furcht vor dem Großen, „das, was mir das erste, tiefe Entsetzen eingejagt hatte, wenn ich als Kind im Fieber lag, das Große.“ Und dann fällt er in schwere Krankheit.

Von diesen Fortgeworfenen, zu denen Malte damals gezählt wurde, wird später noch etwas auszusagen sein. —

Es haftete noch allen diesen Dingen Menschliches an, scheinbar nach den überkommenen Begriffen von der Teilung des Lebens zwischen Mensch und Ding. Ein Leben für sich als Ding taucht im Malte zunächst verhältnismäßig wenig auf, weil sich das Ganze auf dieser Voraussetzung aufbaut. Denn eigentlich ist alles

in diese Art zu sehen hineingerückt: auch die Menschen (wie wir schon sahen und noch sehen werden), auch die Gefühle haben etwas Dinghaft-Begrenztes und darum Leichtes. Hier ist noch hervorzuheben die Betrachtung der Teppiche der Dame à la Licorne. Das hochmütige Steigen der Wappentiere kennen wir bereits aus der Wirklichkeit, von der Sterbezeit des Großvaters, wo die Windhunde sich „wie Wappenhunde“ aufhoben. Dem Einhorn mit seiner märchenhaften Gestalt ist ein besonderes Verstehen eigen: „aber rechts das Einhorn begreift,“ „das Einhorn aber ist schön, wie in Wellen bewegt,“ „das Tier bäumt sich geschmeichelt auf und steigt und stützt sich auf ihren Schoß. Es ist ein Spiegel, was sie hält. Siehst du, sie zeigt dem Einhorn sein Bild. —“

„Das Maul mit seinem rosagrauen Flaum war leicht gerafft, sodaß ein wenig Weiß (weißer als alles) von den Zähnen glänzte; die Müstern nahmen auf und lechzten leis. Doch seine Blicke, die kein Ding begrenzte, warfen sich Bilder in den Raum und schlossen einen blauen Sagenkreis.“

(1907, N. G., Das Einhorn.)

Wie hier von dem Liebenden die Teppiche studiert werden mit tiefem Wissen, wie alles zum Symbol wird in der Liebe, so hat schon der Knabe staunend zu enträtseln versucht die Spizenmuster, die er mit seiner Mutter zusammen in festlichen Stunden betrachtet. Und auch damals steht das Gedächtnis an Ingeborg liebe-  
weckend dahinter. Und der Knabe meint, „die sind gewiß in den Himmel gekommen, die das gemacht

haben.“ Und die Mutter erwidert: „In den Himmel? Ich glaube, sie sind ganz und gar da drin. Wenn man das so sieht; das kann gut eine ewige Seligkeit sein. Man weiß ja so wenig darüber.“

„Du Langvergangene und schließlich Blinde,  
ist deine Seligkeit in diesem Ding,  
zu welcher hin, wie zwischen Stamm und Kinde,  
dein großes Fühlen, kleinverwandelt, ging?  
... und endlich wurde doch, um jeden Preis,  
dies Ding daraus, nicht leichter als das Leben  
und doch vollendet und so schön als sei's  
nicht mehr zu früh zu lächeln und zu schweben.

(1907, N. G., Die Spitze.)

So geht in die Dinge Schicksal ein. Ich erinnere noch an das Gleichnis von dem Deckel, der auf die Rundung sich einfügt und von dem, der nur schief und ungeschickt, bereit, herabzufallen und zu klappern, aufgesetzt ist. Da ist ferner jenes Schmucktui ein Gleichnis, es ist leer, man sieht deutlich die Schmuckrille, die etwas heller ist als der andere Samt. Aber alles zeigt nur: Leere. „Einen Augenblick war das auszuhalten. Aber vor denen, die als Geliebte zurückbleiben, ist es vielleicht immer so.“ Ähnlich ist das frühere Gleichnis von dem durch den Gebrauch des Königs geehrten Glas, das in die Vitrine gestellt ist, wie eine Frau, die einen schicksalsgroßen Augenblick erlebte, um dann das ganze Leben lang abseits zu stehen, geschont — aber „fremd, wie eine Fortgeliebene“ die einfach alt wurde. ((1907, N. G., Ein Frauen-Schicksal.)